

Grundhaltung vermittelt, sondern mit oft umgangssprachlichen Wendungen auch Verständnis für besondere polnische Traditionen wecken will. Ein gutes Beispiel dafür ist die ausführliche Darstellung der Selbststilisierung des polnischen Adels als „Sarmaten“. Für einen Leser außerhalb der intendierten Zielgruppe entsteht dabei der Eindruck, dass die Vf. oft nicht nur der suggestiven Kraft der erzählenden Quellen, sondern auch den Bildern des Malers Jan Matejko erliegen ist. Die patriotische Grundhaltung lässt sich ferner an der subtilen Wertung im Text erkennen. Im Vordergrund stehen die Innenpolitik und die Leistungen des historischen polnischen Staates; die außenpolitischen Bezüge werden nur im Zusammenhang mit den Problemen der verschiedenen Herrscherhäuser thematisiert. Dabei ergeben sich jedoch bezeichnende Unterschiede, denn die Beziehungen zu dem deutschen Nachbarn sind knapper gehalten und manchmal unvollständig; so findet sich z. B. kein Hinweis auf Richeza, die erste gekrönte Königin und Gemahlin von Mieszko II., die der ottonischen Königsfamilie entstammte. Die Darstellung des Deutschen Ordens und die Beziehungen zu Brandenburg-Preußen folgen diesem Muster. Das Verhältnis zu Russland ist dagegen ausführlicher behandelt, nicht nur wegen der gemeinsamen Ansprüche auf die Tradition der Kiever Rus – die Bezeichnung „Ukrainer“ wird zugunsten des Begriffs „Ruthene“ meist vermieden –, sondern auch wegen der dominanten Rolle Russlands in der polnischen Geschichte bis in die Gegenwart. Der seltsame Untertitel des Buches findet eine halbwegs plausible Erklärung in der Darstellung der Millenniumsfeier in Polen (S. 437), die auf die besondere Stellung der katholischen Kirche im Lande verweist. Der patriotische Blick auf die Person des ersten Papstes aus Polen krönt hier gewissermaßen die Darstellung der Geschichte des Landes, auf die der junge Leser stolz blicken darf. Für deutsche Bibliotheken drängt sich das Werk zur Anschaffung nicht auf.

Köln

Manfred Alexander

Malte Rolf: Soviet Mass Festivals, 1917-1991. Übers. von Cynthia Kloth. Univ. of Pittsburgh Press. Pittsburgh 2013. IX, 324 S., Ill. ISBN 978-0-8229-6239-7. (\$ 28,95.) – Als Sowjet-Russland am 1. Mai 1918 den Tag der Arbeit beging, hatte sich der Staat verwandelt: War er früher, unter dem Zaren, der größte Feind der Arbeiterbewegung gewesen, zelebrierte er nun deren wichtigsten Feiertag. Diese spätere Bemerkung von Anatolij Lunačarskij fasst den Wandel zusammen, den die Festkultur des neuen Regimes von Anfang an symbolisierte. Diese neue sowjetische Festkultur ist das Thema des Buches von Malte Rolf, das nun auch in englischer Übersetzung vorliegt. Es beruht auf dessen Tübinger Dissertation von 2005, die 2006 auf Deutsch erschienen ist.¹ Zehn Jahre nach ihrem Erscheinen hat die Studie nichts an ihrer Originalität eingebüßt. Vor allem R.s kulturwissenschaftlich geschulte Überzeugung, es komme weniger auf die Rezeption der Feste durch die Bevölkerung als vielmehr auf deren Partizipation an, ist nach wie vor gültig. Für den Autor stellt die Sphäre der offiziellen Festkultur, die zweifellos der Legitimation des Regimes diene, einen Kommunikationsraum dar – erst der Kontakt unter den Teilnehmern macht ein Fest zu einem womöglich systemstabilisierendem Ritual. Dass R. zudem nicht nur die Moskauer Vorgaben, sondern auch deren Umsetzung bei Massenfesten in der Provinz, d. h. in Voronež, Novosibirsk, Rossoš und Kemerovo, miteinbezieht, ist nach wie vor eher die Ausnahme in der Sowjetunionforschung, denn letztlich bleibt vor allem für nicht-russische Kolleginnen und Kollegen der Fokus auf die Zentren Moskau und Leningrad weiter bestehen. Gerade aber R.s Studien zu den provinziellen Festen zeigen, dass, selbst wenn den Menschen der neue Festkalender zunächst völlig fremd erschien, er sich doch in einem längeren Prozess durchsetzte. Dazu gehörte die Annahme der vom Regime erwarteten Verhaltensregeln und eben in Ergänzung des „speaking Bolshevik“ auch das „celebrating Bolshevik“. Damit haben wir es bei den Massenfesten durchaus mit einem Symptom der voranschreitenden inneren Sowjetisierung der Gesellschaft zu tun. R.s innovativer Vergleich der sowjetischen Feste mit den Praktiken in NS-Deutschland, dem faschistischen Italien und den USA in den 1930er Jahren macht deutlich, dass die völlige Ablehnung jeglicher Traditionen (abgesehen von den zuvor eher marginalen der Arbeiterbewegung) eine Art Alleinstellungsmerkmal des sowjetischen Regimes darstellte. Ein Vergleich mit den ostmitteleuropäischen „invented traditions“ der sozialistischen

¹ MALTE ROLF: Das sowjetische Massenfest, Hamburg 2006.

Feste steht damit noch aus, genauso wie auch ein Vergleich mit den Festen der erst nach 1939 von der Sowjetunion annektierten Länder interessant wäre. Inwieweit standen z. B. die Liederfeste der baltischen Sowjetrepubliken in der genuin eigenen nationalen Tradition und inwieweit nahmen sie die Vorgaben aus Moskau auf? R.s abschließende Diskussion der spät- und sogar der postsowjetischen Massenfeste muss notgedrungen knapp ausfallen. Aus der Perspektive des Jahres 2016 hätte man sich aber doch in dieser Hinsicht gewünscht, dass R. seine Betrachtungen nicht im Jahre 2005 abschließt. Die Moskauer Feierlichkeiten aus Anlass des „Anschlusses“ der Krim harren so noch ihrer Analyse aus der Sicht des Kenners des sowjetischen Massenfestes.

Tallinn

Karsten Brüggemann

Marci Shore: Der Geschmack von Asche. Das Nachleben des Totalitarismus in Osteuropa. Beck. München 2014. 375 S., Kt. ISBN 978-3-406-65455-8. (€ 26,95.) – Nur wenige Historikerinnen und Historiker machen die eigene Forschung zum Gegenstand ihrer Bücher, und wenn, dann tun sie es in der Regel erst im fortgeschrittenen Alter. Marci Shore, US-amerikanische Forscherin zu Polen und Ostmitteleuropa, hat versucht, ihre eigenen Erfahrungen als Nachwuchswissenschaftlerin in den 1990er Jahren, ihre persönliche Annäherung an die Region zu dokumentieren und zu historisieren. Im Ergebnis ist ein subjektives und doch lesenswertes Buch entstanden, das davon handelt, wie sie die Region und ihre Menschen nach dem Ende des Kommunismus wahrgenommen hat und welche Schicksale sie besonders berührt haben. In vielerlei Hinsicht lässt sich ihr Buch – wie auch der Titel suggeriert – als Ergänzung ihrer Studie *Caviar and Ashes*¹ über die Warschauer Marxisten im 20. Jh. lesen. Sie dokumentiert ein Stück weit den biografischen Hintergrund ihrer Promotion. Hier tritt Sh. allerdings nicht als Forscherin auf, sondern als (Zeit-)Reisende in der post-kommunistischen Gegenwart. Dabei dokumentiert sie ihren eigenen Werdegang, besichtigt aber auch die Reste jenes Milieus, das Gegenstand ihrer Dissertationsschrift war. So erleben wir die junge Amerikanerin auf der Suche zwischen Prag, Warschau und Moskau als kluge Beobachterin des Lebens auf den Trümmern des 20. Jh. Eine Frage, die sie auf ihren Reisen insbesondere begleitet, ist die nach der jüdischen Identität nach dem Holocaust. Sie vermag diese Frage nicht systematisch zu beantworten; aber die verschiedenen Lebensläufe, die sie dem Leser näherbringt, legen Zeugnis von der beklemmenden Nähe des Völkermordes ab. Neben dem Judentum erzählt Sh. von Sprachlehrern, der Lustration oder von Sex in Prag. Durch ihre Bekanntschaften thematisiert sie das Erbe des Stalinismus oder dokumentiert das Schicksal der letzten Bundisten von New York. Kurzum: Es handelt sich um eine *tour d'horizon*, bei der die europäischen Katastrophen des 20. Jh. zu keinem Zeitpunkt aus dem Blick geraten. Trotz des schwierigen Stoffes gelingt es der Vf. zu erzählen und nicht zu moralisieren. Darin liegt sicher eine Stärke ihres Berichts. Sh. hat nicht über das Nachleben des Totalitarismus in Osteuropa geschrieben. Sie hat vielmehr ihre eigenen Erfahrungen beim Leben und Forschen zu einem Buch verdichtet, das von ihrem Eintauchen in eine neue, ihr zunächst fremde Welt erzählt. Dabei gewährt sie faszinierende Einblicke in ihr eigenes Erleben und auch in die Region, die sie bereist und zu ihrem Forschungsgegenstand gemacht hat. Am Ende bleibt der Eindruck, dass die Reflexion über die Forschung, das Nachdenken über die eigene Arbeit und ihren geografischen Kontext ein Sujet *sui generis* darstellt, das historisch Denkende herausfordert. Die Arbeit an der Geschichte ist auch immer Arbeit an der eigenen Biografie. Es bleibt die Erkenntnis, dass historisches Schreiben und autobiografisches Erzählen vielleicht mehr gemeinsam haben, als die meisten Historiker annehmen, und dass wir auch die Geschichten aufschreiben sollten, die es nicht in die historischen Studien schaffen.

Potsdam – Berlin

Jan C. Behrends

¹ MARCI SHORE: *Caviar and Ashes. A Warsaw Generation's Life and Death in Marxism*, New Haven et al. 2006.